

HEYNE <

FREIDA MCFADDEN

DIE EHEFRAU

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *The Wife Upstairs*
erschien erstmals 2020 im Selfpublishing und bei Storyfire Ltd
trading as Bookouture.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

5. Auflage

Deutsche Erstausgabe 03/2026

© 2020 by Freida McFadden

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Thomas Brill

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
unter Verwendung von © Trevillion Images (Magdalena Russocka),
FinePic®, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: Nørhaven A/S, Viborg

Printed in Denmark

ISBN: 978-3-453-42810-2

www.heyne.de

Für meine Mädels natürlich.

Oktober 2018

Hätte ich auch nur eine Minute gezögert, wäre alles ganz anders gekommen.

Ihr Gesicht wäre langsam blau angelaufen, und sie wäre zu Boden gefallen, während ihre Lungen nach Sauerstoff rangen. Irgendwann wäre ein Rettungswagen gekommen – aber dann wäre es zu spät gewesen. Man hätte sie ins Krankenhaus gebracht. Oder direkt zur Leichenhalle. Und man hätte den Angehörigen die traurige Nachricht überbracht – einem Ehemann, einer Tochter, einem Sohn.

Ich habe in meinem Leben noch nie etwas Heldenhaftes getan. Was dem am nächsten kam, war, dass ich in der Gasse neben meinem Haus öfter mal eine Katze gefüttert habe. Aber ich weiß nicht, ob das Füttern einer streunenden Katze als heldenhafte Tat gilt. Außerdem habe ich erfahren, dass sie irgendwann jemanden gebissen hat, also habe ich vielleicht nur einer mürrischen Katze Beihilfe geleistet.

Doch als ich jetzt in der Nische eines kleinen Diners sitze, in dem nach dem morgendlichen Ansturm etwas Ruhe eingeleitet ist, sehe ich eine ältere Dame am Tisch gegenüber nach Luft schnappen. Zunächst hustet sie nur. Dann verstummt sie und gibt keinen Ton mehr von sich. Sie greift sich an den Hals, so wie die Frau auf dem Plakat, das über-

all hängt und zeigt, was man tun muss, wenn jemand einen Erstickungsanfall hat.

Ich halte hektisch Ausschau nach jemandem, der weiß, was zu tun ist, und bekomme ein mulmiges Gefühl – ich bin fast allein im Diner. Außer mir ist da nur noch ein Mann im Anzug, der ganz hinten sitzt und auf sein Handy starrt. Die Kellnerin ist nirgends zu sehen.

Wenn ich der Frau nicht helfe, ist es zu spät. Dann wird sie sterben.

Ich habe im Alter von dreizehn Jahren mal im Sommerlager das Heimlich-Manöver gelernt. Kevin Malone war mein Übungspartner, und ich war so aufgeregt, als er mich berührte, dass ich mich kaum konzentrieren konnte. Aber es ist wirklich nicht besonders schwer. Man legt der betreffenden Person die Arme um den Körper, macht unterhalb des Brustbeins eine Faust und drückt kräftig dagegen.

Ich schiebe meine Kaffeetasse zur Seite und springe von meinem Stuhl. Die Frau ist ziemlich klein und wiegt wahrscheinlich gerade mal vierzig Kilo. Ich hebe sie mühelos von ihrem Stuhl, schlinge meine Arme um ihre zierliche Brust und drücke von unten dagegen. Einmal. Zweimal. Dreimal.

Das hier macht nicht annähernd so viel Spaß wie mit Kevin Malone.

Ich fürchte schon, dass meine Bemühungen vergeblich sind, als aus dem Mund der Frau ein großes Stück Wurst hervorschießt und neben ihrem Teller mit Eiern auf den Tisch klatscht.

Ich habe ihr das Leben gerettet. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich eine Heldin.

»Was in Gottes Namen ist los mit Ihnen? Sind Sie verrückt geworden?«

Eigentlich dachte ich, dass sich die alte Dame unter Tränen bei mir bedanken würde. *Danke, dass Sie mir das Leben gerettet haben. Wie kann ich mich dafür nur erkenntlich zeigen?* Aber sie ist nicht gerade dankbar. Und das ist noch untertrieben. Sie funkelt mich mit ihren hellblauen Augen böse an, während ihre Wangen vor Wut zittern.

»Sie wollten mich überfallen!«, brüllt die Frau, während sie sich auf dem Tisch abstützt. Sie nimmt ihre halb volle Kaffeetasse und leert sie über mir aus. Zum Glück stand der Kaffee schon eine Weile auf dem Tisch und ist nicht mehr heiß. Leider ist er immer noch *nass*. Meine Kleidung ist völlig durchweicht.

»Sie haben keine Luft mehr bekommen«, stammle ich.

Die Frau schnaubt, als hätte sie in ihrem ganzen Leben noch nie so etwas Lächerliches gehört. »Es ging mir *gut*. Ich habe nur etwas Wasser in die Luftröhre bekommen! Sie haben mich *angegriffen*. Ich dachte an nichts Böses, und dann haben Sie mich plötzlich gepackt!«

Schließlich tritt die Kellnerin, eine Frau mittleren Alters, aus der Küche und kommt zu uns herüber. Sie macht sich nicht die Mühe, die Erschöpfung in ihren blutunterlaufenen braunen Augen zu verbergen. Offensichtlich hat sie eine anstrengende Schicht hinter sich und wäre jetzt lieber irgendwo anders, statt sich um die Situation zu kümmern. Sie wischt sich die Hände an ihrer blauen Jeans ab. »Gibt es ein Problem?«, fragt sie mit heiserer Stimme.

»Ja!« Die alte Dame nimmt ihre vollgestopfte rosafarbene Handtasche und drückt sie gegen die Brust. »Diese junge

Frau hat mich angegriffen, sie wollte meine Handtasche stehlen.«

Ihre Handtasche stehlen? Das kann nicht ihr Ernst sein!
»Ich habe nicht ...«

»Ich glaube, sie hat mir eine Rippe gebrochen.« Die Frau hält sich stöhnend die Seite. »Sie müssen die Polizei rufen.«

Die Polizei? Mein Gott, das passiert gerade nicht wirklich ...

»Sie hat keine Luft mehr bekommen ...«, bringe ich zaghaft hervor.

Die alte Frau starrt mich wütend an. »Sagen Sie der Polizei, dass ich Anzeige erstatten will«, zischt sie. »Ich werde dafür sorgen, dass Sie für lange Zeit ins Gefängnis wandern.«

Jetzt habe *ich* das Gefühl zu ersticken. Sie will nicht ernsthaft Anzeige erstatten, nachdem ich ihr das Leben gerettet habe, oder? Ich kann mir keinen Anwalt leisten. Auf meinem Bankkonto herrscht absolute Ebbe.

Hinter mir ertönt ein Räuspern. Ich reiße den Kopf herum. Der Mann im Anzug, der am anderen Ende des Diners saß, hat seinen Platz verlassen und steht jetzt hinter mir.

»Entschuldigung«, sagt er. »Ich habe alles mit angesehen.«

Die Augen der alten Frau leuchten auf. »Es gibt also einen Zeugen! Sie haben ja gesehen, wie diese schreckliche Person mich angegriffen hat!«

»Sie haben keine Luft mehr bekommen!«, brülle ich zum gefühlt hundertsten Mal.

Sie greift sich an die Brust und stöhnt. »Ich glaube, meine Lunge ist verletzt! Wir sollten wohl besser einen Krankenwagen rufen.«

Ich gebe ein Schnaufen von mir. »Einen Krankenwagen?«
»Sie sind mein Zeuge«, sagt die alte Dame zu dem Mann.
»Sie haben doch gesehen, wie sie mich angegriffen hat, oder?«

Der Mann blickt mich mit hochgezogener Augenbraue an, und ich schüttle den Kopf. »Nein, ich habe gesehen, wie die Frau Ihnen das Leben gerettet hat«, sagt er. »Sie hatten einen *Ersticken*sanfall. Sie wären sonst gestorben.«

Ihre Augen weiten sich. »Das denken Sie sich doch bloß aus!«

»Nein. Das tue ich nicht«, sagt er in einem nüchternen Tonfall, der keinen Widerspruch duldet. »Sie hat Ihnen das Leben gerettet. Ohne die Frau wären Sie jetzt tot. Sie sollten sich bei ihr *bedanken*.«

Die alte Dame lässt ihren Blick zwischen uns hin- und herwandern, und die Falten in ihrem Gesicht werden noch tiefer. »Oh, ich verstehe. Sie beide stecken unter einer Decke!«

Der Mann wendet sich der Kellnerin zu. »Es gab keinen Überfall. Sie müssen nicht die Polizei rufen.«

Plötzlich bemerke ich, dass ich den Mann ziemlich attraktiv finde – nicht nur, weil er mir zur Seite springt. Er hat dichtes kastanienbraunes Haar, lebhaft grüne Augen und macht in seinem Anzug eine ziemlich gute Figur. Normalerweise fällt mir so was gar nicht auf, aber es ist kaum zu übersehen.

»Ich wurde angegriffen!«, sagt die alte Frau, diesmal jedoch mit weniger Überzeugung.

Die Kellnerin sieht aus, als könnte sie ein Gähnen kaum unterdrücken. Sie will, dass dieses Elend ein Ende hat, da-

mit sie sich setzen kann. »Soll ich jetzt einen Krankenwagen rufen oder ...?«

»Nicht nötig!«, blafft die alte Dame.

Trotz ihrer angeblich verletzten Lunge stapft sie mit ihrer riesigen rosafarbenen Handtasche aus dem Diner, und als sie über die Straße eilt, wird sie beinahe von einem Taxi überfahren. Soweit ich das mitbekommen habe, hat sie ihre Rechnung nicht bezahlt. Seufzend nimmt die Kellnerin ihren halb leeren Teller vom Tisch, zusammen mit dem Stück Wurst, das die Frau fast getötet hätte.

»Hey«, sagt der Mann zu ihr. »Was schuldet Ihnen die Frau?«

Die Kellnerin blickt auf den Teller in ihrer Hand. »Etwa sieben Dollar inklusive Steuern.«

Der Mann gibt ihr einen Zwanziger. »Behalten Sie den Rest.«

Zum ersten Mal, seit ich vor zwanzig Minuten den Diner betreten habe, lächelt die Kellnerin. Sie steckt das Geld ein und sieht mich an. Dann wandert ihr Blick zu meinem Hemd hinunter. »Die Toiletten sind dahinten, Schätzchen.«

Toiletten?

Während die Kellnerin in der Küche verschwindet, begutachte ich meine Kleidung. Ich habe heute Morgen ein sauberes, frisch gebügeltes Oberteil und einen grauen Bleistiftrock angezogen, weil ich seit meiner Entlassung vor zwei Wochen heute mein erstes Vorstellungsgespräch habe. Es ist nur ein Job als Barkeeperin, aber ich brauche ihn.

Doch die alte Frau hat ihren Kaffee direkt über die Vorderseite meines Oberteils geschüttet, und auf meinem Hemd breitet sich jetzt ein dunkelbrauner Fleck aus. So kann ich

nicht zum Vorstellungsgespräch erscheinen. Ich sehe aus wie ein Dreckschwein. Mir bleibt nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen und mich umzuziehen. Allerdings ist mein Gespräch schon in ...

Fünfzehn Minuten. Verdammt.

Ich habe nie zuvor einem Menschen das Leben gerettet. Läuft das immer so beschissen? Eigentlich sollte mich das nicht wundern. Offensichtlich geht in meinem Leben alles schief, was schiefgehen kann.

Der Mann sieht mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an. »Alles okay?«

»Sicher.« Ich betrachte meine schmutzige Kleidung. »Es ist alles in bester Ordnung. Absolut und vollkommen in Ordnung.«

Er sieht mich einfach nur an. Ich habe keine Ahnung, woran es liegt, aber sein Blick weckt in mir das Bedürfnis, ihm mein Herz auszuschütten.

Oder mir die Klamotten vom Leib zu reißen. Ein wenig jedenfalls schon. Er ist verdammt attraktiv. Es ist bereits eine Weile her, dass ich Sex hatte. Eine *ziemliche* Weile. Ich glaube, damals hatten wir noch einen anderen Präsidenten. Kevin Spacey war ein angesehener Schauspieler. Und Brad und Angelina waren noch ein glückliches Paar. Ich denke, man bekommt eine ungefähre Vorstellung.

»Ich habe gleich ein Vorstellungsgespräch«, sage ich und zupfe an meinem kaffeedurchtränkten Hemd. »Das heißt, ich *hatte* ein Vorstellungsgespräch. Ich glaube nicht, dass ich jetzt noch eine Chance habe. Ich denke, ich sollte es absagen.«

Er runzelt die Stirn. »Sie suchen einen Job?«

Ich zucke mit den Achseln. »Ja. Schon.«

Eigentlich dringend. Mein Vermieter hat mir gestern mitgeteilt, dass mir am Samstag ein Räumungsbescheid zugeht, wenn ich bis Freitag nicht die Miete zahle. Und dann muss ich in einem Pappkarton auf der Straße leben, weil mir nichts anderes übrig bleibt.

»Um was für einen Job ging es?«

»Na ja, als Barkeeperin.« In einer schäbigen Kneipe zum Mindestlohn. »Aber ... also, die Stelle war halt gerade frei. Momentan ...«

Ich rede nicht weiter, denn ich will ihm nicht auf die Nase binden, wie verzweifelt ich bin. Schließlich kenne ich den Mann nicht. Er will sich bestimmt nicht meine deprimierende Lebensgeschichte anhören.

Er wirft mir ein ansteckendes Grinsen zu, und es kommt eine Reihe gerader weißer Zähne zum Vorschein. Meine Eltern hatten nie Geld für eine Zahnsperre, deshalb habe ich zwei schiefe Schneidezähne, für die ich mich schäme. Ich würde sie gerne richten lassen, falls ich irgendwann mal genug Geld habe. Aber das wird nicht passieren, außer ich gewinne im Lotto. Allerdings kann ich mir nicht mal einen Schein leisten.

»Glauben Sie an Schicksal?«, fragt er.

Ich neige den Kopf zur Seite. Glauben Sie an *Schicksal*? Was ist das für eine Frage? So etwas kann nur jemand fragen, der ein tolles Leben hat. Denn die Karten, die man mir bisher ausgeteilt hat, waren ausnahmslos Luschen. Angefangen bei meinen Eltern. Bis hin zu Freddy. Falls es so etwas wie Schicksal gibt, dann kann es mich nicht besonders gut leiden.

»Ich bin auch wegen eines Vorstellungsgesprächs in der Stadt«, fährt der Mann fort, ohne meine Antwort abzuwarten. »Ich wollte mir eine Bewerberin ansehen. Hier in diesem Diner. Aber sie ist nicht gekommen. Daher ...«

Ich starre ihn an. Habe ich ihn richtig verstanden? »Um was für einen Job geht es?«

»Nun, es ...« Er zögert und deutet mit dem Kopf auf seinen Tisch im hinteren Bereich. »Hören Sie, warum machen Sie sich nicht sauber, und dann reden wir darüber? Ich spendiere Ihnen einen frischen Kaffee. Sie sehen aus, als könnten Sie einen vertragen.« Er grinst mich an. »Ich heiße übrigens Adam. Adam Barnett.«

»Sylvia Robinson.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Sylvia.«

Er streckt mir seine Hand entgegen, und ich schüttle sie. Er hat einen angenehmen Händedruck. Warm und fest, ohne mir dabei gleich die Knochen zu zerquetschen. Warum haben manche Männer einen derart kräftigen Händedruck? Was wollen sie damit beweisen?

Plötzlich bemerke ich, dass meine Hand mit Kaffee und Sahne verklebt ist. Heute ist einfach nicht mein Tag. Doch meine klebrige Hand scheint Adam nicht das Geringste auszumachen.

»Was halten Sie davon?«, fragt er.

»Ich, äh ...«

Ich habe keine Ahnung, warum ich zögere. Job ist Job. Und Adam macht einen netten Eindruck. Er hat mich verteidigt, als die alte Dame die Polizei rufen wollte. Und er hat ihre Rechnung bezahlt, damit die Kellnerin nicht auf dem Betrag sitzen bleibt. Ich brauche dringend einen Job, und

das ist momentan meine einzige Chance. Außerdem könnte ich nach diesem Morgen einen schönen heißen Kaffee vertragen.

Aber aus irgendeinem Grund habe ich dieses flaue Gefühl in der Magengrube.

Ich habe mal gelesen, dass Menschen, die einen schweren Herzinfarkt erleiden, ein Gefühl drohenden Unheils verspüren. Sie berichten von einem Gefühl der Panik, noch bevor die Brustschmerzen einsetzen, als ginge jeden Moment die Welt unter. Dieses weitverbreitete Phänomen kann niemand erklären. Aber wenn etwas Schlimmes passieren wird, *weiß* man es.

Und als ich Adam Barnett einen Moment lang ansehe, verspüre ich dieses Gefühl. Das Gefühl drohenden Unheils.

Als würde etwas Schreckliches passieren, wenn ich ihm zu seinem Tisch folge.

Doch das ist lächerlich. Mein Leben war bisher eine einzige Pechsträhne, deshalb bin ich grundsätzlich misstrauisch. Ich glaube zwar nicht an Schicksal und Vorahnungen. Aber ich weiß, dass ich in ein paar Tagen auf der Straße landen werde, wenn ich nicht an etwas Geld komme. Und am Times Square auf den Strich zu gehen, ist nicht mein Fall.

»Okay«, sage ich. »Ich mache mich sauber und komme dann zu Ihnen.«

Es ist noch schlimmer, als ich dachte.

Als ich mich im Toilettenspiegel betrachte, wird mir schlecht. Ich hatte keine Ahnung, dass auf meinem Hemd so viel Kaffee gelandet ist. Das meiste ist auf der Vorderseite, als hätte die alte Dame eine Pistolenkugel voller Kaffee auf mich abgefeuert. Doch Ärmel, Kragen und selbst der Rock sind ebenfalls mit Spritzern übersät. Es ist eine Riesensauerei.

Bei genauerem Hinsehen entdecke ich ein paar braune Flecken an Hals und Kinn, und durch das Heimlich-Manöver haben sich einige Strähnen meines dunkelblonden Haars aus der kunstvollen Hochsteckfrisur gelöst, die ich mithilfe eines YouTube-Videos gelernt habe. Ich entferne die Klammern und schüttele mein Haar, obwohl ich weiß, dass ich es ohne die Schritt-für-Schritt-Anleitung der Frisurexpertin Yolanda nicht wieder so hinbekommen werde wie vorher.

Ich drehe den Hahn am Waschbecken auf. Das Wasser ist eiskalt, natürlich. Ich warte, dass es wärmer wird, aber heute habe ich einfach kein Glück. Also muss ich mir kaltes Wasser ins Gesicht spritzen. Dabei verläuft meine billige Wimperntusche, sodass ich aussehe wie Frankensteins

Braut, und ich wische sie ab. Als ich noch jünger war, habe ich mir die Augen sehr viel dunkler geschminkt, allerdings trage ich immer noch eine Menge Augen-Make-up, sonst wirkt mein Gesicht blass und unscheinbar. Leider habe ich keine Wimperntusche in meiner Handtasche, ich kann also nicht viel tun.

Ich spritze etwas Wasser auf mein schmutziges rosafarbenes Hemd. Ich habe es letzte Woche bei einem Online-Discounter gekauft, der es als »lachsfarbenes Anzughemd« inseriert hatte. Allerdings ist es mehr »neonpink« als »lachsfarben«. Es ist so grell, dass meine Augen wehtun. Ich sehe aus wie jemand in einem Musikvideo aus den Achtzigern – fehlen nur noch Stulpen, Haargummi und Schulterpolster.

Es gelingt mir, die meisten braunen Spritzer zu entfernen, doch jetzt ist mein Hemd mit dunklen nassen Flecken übersät. Außerdem kann man deutlich erkennen, dass der feuchte Stoff durchsichtig ist.

Aber was soll ich tun? In meiner Handtasche ist kein weiteres Hemd. Vielleicht trocknet es ja auf dem Weg zum Tisch. Und vielleicht ist ein teilweise durchsichtiges Hemd in dieser Situation nicht unbedingt von Nachteil.

Bevor ich die Toilette verlasse, nehme ich aus meiner Handtasche einen roten Lippenstift und ziehe meine Lippen nach, um etwas Farbe in mein blasses Gesicht zu bringen.

Fertig. Das sollte reichen.

Inzwischen ist der Diner wieder brechend voll, und Adam hat eine Sitznische für zwei Personen belegt. Er hat uns Kaffee bestellt, vor dem freien Platz steht eine Tasse für mich. Als er mich sieht, strahlen seine Augen, und er bedeutet mir mit einer Geste, mich zu setzen.

»Ich habe einen Kaffee für Sie bestellt. Ich hoffe, das ist okay. Auf dem Tisch sind Milch und Zucker.«

Ich rutsche auf meinen Sitz. »Ich trinke ihn schwarz.«

Bitter und schwarz. So trinke ich ihn immer.

»Ich auch.« Adam greift nach seiner Tasse und nimmt einen großen Schluck. »Was für ein Tag.«

Ich nicke. Ich weiß zwar, dass *ich* einen beschissenen Tag hatte, aber ich habe keine Ahnung, wie sein Tag bisher verlaufen ist. Wurde er lediglich von seiner Bewerberin versetzt? Sein Gesichtsausdruck sagt mir, dass das nicht alles ist, doch es scheint mir unangebracht, danach zu fragen. Ich will nicht unhöflich sein, zumal ich auf diesen Mann angewiesen bin, wenn ich meine Wohnung behalten will.

»Möchten Sie etwas essen?«, fragt er. »Das geht auf mich.«

Ich habe einen Mordshunger. Momentan kann ich mir kaum etwas zu essen leisten. Zum Frühstück hatte ich lediglich eine Banane. Letzte Woche gab es jeden Abend Spaghetti, sodass ich nur eine Packung Nudeln und eine Dose Tomaten für insgesamt 5,39 Dollar kaufen musste. Aber ich will mich unter keinen Umständen vor den Augen eines potenziellen Arbeitgebers mit Essen vollstopfen, der dazu auch noch sehr attraktiv ist. Der Kaffee muss reichen. »Nein, danke.«

Er rührt mit einem Löffel in seinem Kaffee, obwohl er weder Milch noch Zucker genommen hat. Mit seiner anderen Hand zupft er an seiner Krawatte. Ich habe keine Ahnung, warum er so nervös ist. *Er* ist doch derjenige, der einen Job zu vergeben hat. Wer bei der momentanen Wirtschaftslage einen Job zu vergeben hat, kann doch eigentlich froh sein. Ich bin diejenige, die kurz davor ist, auf der Straße zu landen.

Allerdings weiß ich nicht, um was für einen Job es sich handelt. Vielleicht ist es ja eine furchtbare Tätigkeit. Ich frage mich, welchen Job ich selbst gegen anständige Bezahlung nicht annehmen würde. Ich würde sogar Toiletten putzen. Oder für ihn im eiskalten Winter Schnee schaufeln. Oder seinen Müll rausbringen.

Ich würde den Müll jedoch nicht *essen*. Diesen Job würde ich nicht annehmen. Da verläuft wohl für mich die Grenze. Ich würde keinen Müll essen.

»Sie wollen bestimmt wissen, um was für einen Job es geht«, sagt er schließlich. »Dass ich direkt zur Sache komme, nicht wahr?«

»Nun ...«

Er lächelt schief. »Sie würden für mich persönlich arbeiten – in meinem Haus. Also, genau genommen würden Sie für meine Frau arbeiten.«

»Oh!«, sage ich. Aber eigentlich denke ich: Schade.

Natürlich hat er eine Frau. Er ist ein freundlicher Mann in den Dreißigern, der in einem Anzug eine tolle Figur abgibt. So jemand ist kein Single. Ich habe zwar keinen Ring bemerkt, doch ich war auch abgelenkt.

Gut, dass er verheiratet ist. Denn wenn er einen seriösen Job für mich hat, darf ich das nicht mit einem blödsinnigen Flirt vermasseln. Ich kann sowieso nicht gut flirten. Wenn er glücklich verheiratet ist, hat sich das Thema erledigt. Und ich kann mich auf den neuen Job konzentrieren und mein Leben wieder auf die Reihe kriegen.

Ich werfe einen kurzen Blick auf seine linke Hand, und tatsächlich trägt er einen schlichten Ehering aus Weißgold. Wie hatte ich ihn nur übersehen können?

Ich nehme einen Schluck Kaffee und beginne – wie er eben – zu zittern. Wow, das Zeug ist echt stark. »Ihre Frau?«

»Ja.« Er spielt mit seinem Ehering, dreht ihn um seinen Ringfinger. »Victoria war ... Sie ist ziemlich krank.«

Ich bin enttäuscht. »Ich habe keine Ausbildung als Krankenpflegerin ...«

»Oh, das ist nicht nötig.« Er trinkt erneut von seinem Kaffee. »Morgens kümmert sich eine Schwester um sie. Und abends bin ich für sie da. Aber ich möchte, dass ihr jemand Gesellschaft leistet, wenn ich arbeite.«

Jeden Tag kommt für sie eine Schwester? Offensichtlich ist die Frau sehr krank. Am liebsten würde ich fragen, was ihr fehlt, doch das wäre vielleicht unhöflich. Und von sich aus erzählt er nichts. Falls ich den Job annehme, werde ich es wahrscheinlich sowieso erfahren.

»Sie ist den ganzen Tag allein«, sagt er. »Ich arbeite zwar zu Hause, aber ich kann nicht rund um die Uhr für sie da sein. Ich möchte einfach, dass jemand etwas Zeit mit ihr verbringt. Ihr vielleicht etwas vorliest. Mit ihr zusammen isst. Als Freundin.«

»Sie wollen mich als Freundin für Ihre Frau einstellen?«, platzt es aus mir heraus.

Adams Ohren laufen leicht rot an. »Na ja, wenn Sie es so ausdrücken wollen ...«

»Tut mir leid«, setze ich rasch nach. »Das hätte ich nicht sagen sollen. Was Sie für Ihre Frau tun, ist ... sehr nett. Sie wollen nicht, dass sie sich einsam fühlt.«

Das ist aufrichtig gemeint. Ich weiß zwar nicht, was seiner Frau fehlt, aber sie bedeutet ihm offensichtlich sehr viel. Er möchte jemanden dafür bezahlen, dass er ihr Gesellschaft

leistet, während er arbeitet. Wenn mir irgendetwas zustoßen sollte, lande ich wahrscheinlich in einem Pflegeheim oder etwas in der Art.

»Sie meinten, dass Sie zu Hause arbeiten«, sage ich. »Was für eine Arbeit ist das?«

Ich vermute, dass er irgendwas mit Computern macht, denn das trifft auf die meisten Leute zu, die zu Hause arbeiten. Aber zu meiner Überraschung antwortet er: »Ich bin Schriftsteller.«

»Sie machen Witze!« Ich nehme einen Schluck Kaffee. »Kenne ich irgendwas von Ihnen?«

Er zuckt mit den Schultern. »Schon möglich.«

Ich lese nicht besonders viel. Er könnte ein Bestsellerautor sein, ohne dass ich davon wüsste. Wahrscheinlich ist er recht erfolgreich, wenn er mich dafür bezahlen kann, für seine Frau die Freundin zu spielen. Oder er hat eine große Erbschaft gemacht. Oder das Geld kommt von Victoria.

»Wie auch immer ...« Er fährt sich mit der Hand durch sein dunkles Haar. »Es gibt noch eine andere Sache, die den Job betrifft.«

Oh, oh! Jetzt kommt der Haken. Wahrscheinlich muss ich dabei splitternackt sein. »Ja?«

»Es wäre nicht hier in der Gegend.«

»Nicht ... in der Gegend?«

»Victoria und ich leben auf Long Island.«

Ich runzle die Stirn. »Wo auf Long Island?«

»Ganz weit draußen.«

»In den Hamptons?«

»In Montauk.«

Ich unterdrücke ein Stöhnen. Montauk liegt an der Spitze

von Long Island. Dahinter kommt nur noch der Atlantik. Die Fahrt von meiner Einzimmerwohnung in Brooklyn würde über zwei Stunden dauern. Außerdem besitze ich keinen Wagen. Ich könnte wahrscheinlich die Long Island Railroad nehmen. Aber ich habe keine Ahnung, wie lange die Fahrt damit dauert.

»Das ist eine ziemliche Strecke«, sage ich. »Und ich habe keinen Wagen.«

»Ja.« Er rührt erneut seinen Kaffee um. »Deshalb ... also, falls Sie den Job annehmen, könnten Sie in unserem Haus wohnen. Natürlich mietfrei. Und Sie können Victorias Wagen benutzen, wann immer Sie ihn brauchen.«

Mir klappt die Kinnlade herunter. Mit diesem Angebot hatte ich nicht gerechnet. Aber der Grund dafür liegt auf der Hand. Wenn man in Montauk lebt, kann man nicht erwarten, dass jemand aus der Stadt dort arbeitet. Es sei denn, man stellt ihm eine Unterkunft zur Verfügung.

»Das ist sehr großzügig«, sage ich.

Er wirft mir erneut dieses schiefe Lächeln zu. »Ich habe in letzter Zeit sehr viel zu tun, und mir gefällt die Vorstellung nicht, dass Victoria den ganzen Tag allein ist. Ich muss jemanden finden, bevor der Winter beginnt. Wenn es geschneit hat, ist es für mich sehr viel schwerer, ein Bewerbungsgespräch zu organisieren.«

Der Job würde all meine Probleme lösen. Ich würde Geld verdienen. Hätte eine Unterkunft. Und könnte nach und nach die Schulden zurückzahlen, die durch meine Arztkosten entstanden sind. Ich könnte noch mal von vorne anfangen. Das wäre fantastisch.

Doch aus irgendeinem Grund fordert mich jede Faser

meines Körpers auf, das Angebot abzulehnen. Ich verspüre dasselbe Gefühl drohenden Unheils wie eben. Das Gefühl, dass mir etwas Schlimmes zustoßen wird, wenn ich diesen Job annehme und in dieses Haus in Montauk ziehe.

Etwas unvorstellbar Schreckliches.

Ich kann den Job nicht annehmen.

»Wir sollten wohl über die Bezahlung reden«, sagt er.

Ich räuspere mich. Es hat keinen Zweck, das Gespräch fortzusetzen. Ich muss ihm eine Absage erteilen. »Hören Sie, Adam ...«

»Wären fünfzehnhundert Dollar pro Woche okay?«

Erneut fällt mir die Kinnlade herunter. Meint er das *ernst*? Er bietet mir freie Unterkunft *und* Verpflegung an *und* fünfzehnhundert Dollar pro Woche, damit ich seiner Frau Gesellschaft leiste? Woher hat er das Geld, um mir eine derart hohe Summe zu zahlen? Das klingt zu schön, um wahr zu sein.

Aber wenn es ernst gemeint ist, würde das Geld mein Leben ändern.

»Außerdem kann ich eine Krankenversicherung für Sie abschließen«, sagt er rasch. »Die Sonntage wären frei. Und ... zwei Wochen Urlaub? Ist das genug?« Als er meinen Gesichtsausdruck bemerkt, fügt er hinzu: »Drei Wochen. Drei Wochen Urlaub.«

Ich bekomme vor Freude kaum noch Luft.

Es gibt keinen Grund, den Job nicht anzunehmen. Sicher, mein Bauchgefühl sagt mir, dass ich das Angebot ablehnen sollte. Na und? Freddy meinte immer zu mir, ich würde ständig damit rechnen, dass mir etwas Schlimmes passiert. *Sylvia, die Schwarzseherin*. Um ehrlich zu sein, lag ich oft

richtig. Mir sind tatsächlich schlimme Dinge passiert. Ich habe mir so oft die Finger verbrannt, dass ich zu Recht misstrauisch bin, wenn sich eine Gelegenheit bietet, die zu gut klingt, um wahr zu sein.

Aber dieser Job ist meine Chance auf einen Neubeginn.

»Wann soll ich anfangen?«, frage ich.

Die Zugfahrt nach Montauk dauert ewig.

Adam hat angeboten, mich abzuholen – doch ich konnte es nicht guten Gewissens zulassen, dass er sechs Stunden hin und zurück fährt, und dann noch einmal sechs Stunden, um mich wieder nach Hause zu bringen. Wenn er meinetwegen zwölf Stunden unterwegs gewesen wäre, hätte ich mich verpflichtet gefühlt, den Job anzunehmen. So wie man bei einer Verabredung mit einem Typen, der einen zum Hummermenü einlädt, das Gefühl hat, man würde ihm etwas schulden.

Nicht dass ich mich noch mit Männern treffe. Das hat sich mindestens für den Rest des Jahrzehnts erledigt.

Ich sitze also in der Long Island Railroad, und Adam hat versprochen, mir die Fahrkarte zu erstatten. Ich habe einen Fensterplatz ergattert, was nicht so schwer war, da ich gegen die Fahrtrichtung sitze und wahrscheinlich niemand jeden Tag die komplette Strecke zurücklegt. Ich trage meine Ohrhörer, aber ich habe die Musik ausgeschaltet, während ich die vorbeiziehende Landschaft betrachte. Zunächst waren jede Menge Häuser und Gebäude zu sehen. Dann immer weniger Häuser und Gebäude. Schließlich nur noch Häuser. Jetzt ist fast alles grün.

Und ich habe immer noch eine Stunde Fahrt vor mir.

Ich hole mein Telefon hervor, um irgendetwas zu suchen, was mich für den Rest der Reise ablenkt. Auf dem Display wird eine SMS von Freddy angezeigt. Ich habe zwar meine Nummer geändert, aber irgendwie hat er sie in Erfahrung gebracht. Einer unserer gemeinsamen Freunde muss sie ihm gegeben haben. Da Freddy seine Nummer nicht geändert hat, erkenne ich die Ziffernfolge wieder, obwohl sein Name nicht angezeigt wird:

Bitte gib mir noch eine Chance. Bitte, Sylvie.

Ich starre schnaubend auf das Telefon. Inzwischen sollte Freddy wissen, dass ich ihm keine weitere Chance geben werde. Er ist der Grund dafür, dass ich nach Montauk rausfahre, damit ich nicht auf der Straße leben muss. Das ist seine Schuld. Meine ganze Situation ist seine Schuld. Ich will gerade seine Nummer blockieren, als eine weitere Nachricht erscheint:

Bitte. Ich liebe dich. Ich tue alles, was du willst.

Und ich blockiere offiziell seine Nummer. Aber so, wie ich Freddy kenne, wird er eine Möglichkeit finden, das zu umgehen.

Adam hat gesagt, dass er am Bahnhof auf mich warten wird, um mich abzuholen. Als der Zug schließlich die Endstation erreicht, ist mein Hals steif wie ein Brett. Ich nehme mir einen Moment Zeit, um mich zu strecken und meinen Mut zusammenzunehmen. Meine düstere Vorahnung ist während der langen Zugfahrt zur Spitze der Insel noch stärker geworden, aber ich gebe mir größte Mühe, es zu verdrängen. Ich bin bestimmt nur nervös, weil ich schon so lange in der Stadt lebe – das ist alles.

Ich trage zwar eine dünne Jacke, aber hier draußen ist es frischer als erwartet. Und windig. Als ich aus dem Zug steige, fegt ein Windstoß durch meine Jacke, als wäre sie aus Papier. Ich habe kein Gramm Fett mehr am Körper, sodass mir die meiste Zeit kalt ist, selbst bei warmem Wetter. Ich hätte einen weiteren Pullover anziehen sollen.

»Sylvia!«, höre ich eine vertraute Stimme rufen.

Ich drehe den Kopf und schaue den Bahnsteig hinunter – Adam winkt mir hektisch zu. Er ist angemessener gekleidet als ich. Er trägt eine dicke blaue Jacke, einen Schal und eine schwarze Mütze. Keine Frage, er kennt das Wetter hier draußen.

Er kommt mit einem schiefen Grinsen zu mir herübergetrabt. Irgendwie hatte ich in der letzten Woche vergessen, wie gut er aussieht. Selbst mit der dicken schwarzen Wollmütze wirkt er äußerst attraktiv.

Aber er hat nicht nur ein hübsches Gesicht. Als ich nach unserer ersten Begegnung zu Hause Adam Barnett gegoogelt habe, stellte sich heraus, dass er überaus bescheiden war, als er sich als Schriftsteller bezeichnete. Dieser Mann hat drei Bücher verfasst, die es auf Platz eins der *New York Times*-Bestsellerliste geschafft haben. Im Internet finden sich Artikel, denen zufolge er einer der besten modernen Autoren der Gegenwart ist. Der nächste Stephen King. Dieser Mann ist eine große Nummer. Und offensichtlich ein ziemlicher Einsiedler.

Anschließend habe ich Victoria Barnett gegoogelt. Ohne Ergebnis. Und ich habe wirklich gründlich gesucht.

»Sind Sie gut hergekommen?«, fragt er besorgt. »Wie war die Fahrt?«

»Lang.« Ich schlinge meine Arme um den Oberkörper und zittere. »Hier draußen ist es fünf Grad kälter als in der Stadt.«

Er lacht. »Ja. Heute ist es wirklich kalt. Möchten Sie meinen Schal haben?«

Bevor ich Ja sagen kann, nimmt er seinen dunkelgrünen Schal ab. Ich bin ihm dankbar dafür, denn mir ist wirklich kalt. Wie aufmerksam. Der Schal riecht gut. Nach teurem Rasierwasser.

Okay, ich sollte vielleicht aufhören, an seinem Schal zu riechen.

Adam führt mich zum Parkplatz. Ich verspüre ein aufgeregtes Kribbeln, als er auf seinen Funkschlüssel drückt und die Scheinwerfer eines BMW aufleuchten. Er fährt einen BMW. Ich kenne sonst niemanden, der einen BMW fährt. Ich habe nie ein Auto *besessen*. Freddy fuhr eine richtige Schrottkarre – einen gebrauchten Ford Fiesta, der völlig verkratzt war, weil er es sich nicht leisten konnte, ihn lackieren zu lassen. Ständig musste er mich bitten, den Wagen anzuschieben. Man muss Adam zugutehalten, dass es ihm ein wenig peinlich ist, als er merkt, wie ich das Auto anstarre.

»Sagen Sie nichts«, sagt er. »Ich weiß.«

»Sie wissen *was*?«

»Das ist ein Wagen für reiche Arschlöcher.« Er rutscht auf den lederbezogenen Fahrersitz, und ich setze mich neben ihn. Wow, Leder. Ich lasse meine Hand darübergleiten. »Aber er fährt sich bei Schnee recht gut. Und Victoria hat ihn geliebt.«

Mir fällt auf, dass er von seiner Frau in der Vergangen-

heitsform spricht. Wir haben seit unserer ersten Begegnung zweimal telefoniert, und er hat sich zum Gesundheitszustand seiner Frau nur sehr vage geäußert. Ich weiß nicht, warum er mir darüber nichts erzählen will.

Ich meine, ich bin diejenige, die sich um sie kümmern wird. Ich muss wissen, was ihr fehlt. Hat sie Arthritis? Rheuma? Schlimme Nahrungsmittelallergien? Ich habe keine Ahnung.

Offenbar errät Adam meine Gedanken, denn als er auf die Hauptstraße biegt, platzt es aus ihm heraus: »Sie hatte eine Kopfverletzung.«

»Oh ...«

»Sie ist vor acht Monaten die Treppe hinuntergestürzt.« Er zuckt zusammen. »In unserem Haus. Es gibt dort diese steile Treppe, und ich war den ganzen Tag bei meinem Verlag in der Stadt, sodass ich sie erst später gefunden habe. Wenn ich zu Hause gewesen wäre ...«

Ihm versagt die Stimme. Ich kann seinen Schmerz nachempfinden. Es ist schon schlimm genug, eine kranke Frau zu haben, aber noch schlimmer, sich deswegen Vorwürfe zu machen. Ich frage mich, ob Victoria ihm auch Vorwürfe macht.

Nachdem wir etwa zwanzig Minuten größtenteils schweigend gefahren sind, kommen wir an einen Eisenzaun, der die Länge eines gesamten Häuserblocks hat. Als Adam im Wagen einen Knopf drückt und sich das Tor öffnet, begreife ich, dass er hier wohnt. Er lebt in einem riesigen Haus, das von einem verdammt Zaun umgeben ist. Immerhin gibt es hier weder einen Burggraben noch einen Drachen, aber das würde mich auch nicht wundern.

Offensichtlich bemerkt Adam, dass mir der Mund offen steht. »Die Immobilien hier draußen sind nicht sehr teuer«, erklärt er. »Man muss für ein großes Haus so gut wie nichts bezahlen. Deshalb wollten wir hier rausziehen. Auch wenn es nicht besonders günstig gelegen ist.«

»Ja«, murmle ich, während ich denke, dass ich mir niemals so ein Haus leisten könnte, selbst wenn ich hundert Jahre alt werde.

Es wundert mich nur, dass das Grundstück, das zu diesem imposanten Haus gehört, ziemlich ungepflegt ist. Der Rasen ist völlig überwuchert, der Boden mit Blättern bedeckt, und über dem Weg zur Garage hängen Äste herunter. Das ganze Grundstück wirkt verlassen. Wenn man mir sagen würde, dass hier niemand lebt, würde ich es sofort glauben. Zumal in dem zweistöckigen Gebäude kein Licht brennt, obwohl Adams Frau wahrscheinlich zu Hause ist.

»Wir hatten früher eine Gärtnerin«, erklärt er. »Aber sie ... Sie arbeitet nicht mehr für uns ...«

Er macht ein trauriges Gesicht. Obwohl Adam attraktiv und wahnsinnig erfolgreich ist, wirkt er wie jemand, der ein hartes Leben hatte. Zumindest hatte er es in letzter Zeit nicht leicht. Das macht ihn mir noch sympathischer.

Das Innere des Hauses ist noch beeindruckender als sein Äußeres. Es kommt mir vor, als würde ich ein Opernhaus betreten. Das Wohnzimmer ist so groß, dass ich das Gefühl habe, es könnte mich verschlucken. Meine Einzimmerwohnung hätte fünfmal darin Platz.

Vor einem funktionsfähigen Kamin und einem Flachbildfernseher steht ein riesiges Sofa. Alles in diesem Haus ist brandneu und sieht sündhaft teuer aus.

Adam beobachtet mich, und ich habe das Gefühl, ich müsste etwas sagen. »Wow. Das Haus ist ...«

»Groß, nicht wahr?« Er fängt an zu strahlen, als er meinen Gesichtsausdruck bemerkt – er liebt dieses Haus. »Deshalb haben wir es gekauft. Wir haben früher in einem winzigen Apartment in der Stadt gewohnt. Als Victoria zum ersten Mal hier reinkam, hat sie sich mit ausgestreckten Armen im Kreis gedreht.«

Ich kann sie verstehen, denn das würde ich auch gerne tun. Dieses Haus ist dafür geschaffen, sich mit ausgestreckten Armen im Kreis zu drehen.

Mein Blick fällt auf ein Foto, das über dem Kamin steht. Es zeigt Adam, der seinen Arm um eine junge Frau mit blondem Haar geschlungen hat. »Ist ... Ist sie das?«, frage ich.

Er nickt. »Ja ...«

Ich trete einen Schritt näher, um mir das Foto genauer anzusehen, und hoffe, dass er mich nicht für unhöflich hält. Ihr langes goldenes Haar fällt lose an ihrem Gesicht herunter, und sie trägt ein umwerfendes schwarzes Kleid, das ihr wie angegossen sitzt.

Ich kann meinen Blick nicht von ihrem Gesicht abwenden. Sie ist wirklich hübsch, doch das ist nicht alles. Ihr Gesicht ist so aufrichtig und ehrlich und jung, und ihr Lächeln so freundlich. Ich habe immer zu viel Make-up getragen, aber Victoria ist fast ungeschminkt, und das passt zu ihr. Sie sieht aus wie jemand, dem sofort alle Herzen zufliegen. Sie wirkt auf dem Foto so glücklich.

Sie ahnt darauf nicht, welches Schicksal sie erwartet.

»Sie ist wunderschön«, sage ich schließlich.

»Ja.« Er senkt den Blick. »Das ist sie.«

Adam wirkt unglaublich traurig, und ich wünschte, ich hätte nichts gesagt.

Er räuspert sich. »Sie ist oben. Möchten Sie sie kennenlernen?«

Ich schaue zu der Treppe, die in den ersten Stock führt. Es war kein Witz, als er von einer langen, gewundenen Treppe gesprochen hat. Die Stufen sind furchtbar hoch, und auf der Oberseite ist kaum Platz für einen einzelnen Fuß. Wenn man die ganze Treppe hinunterstürzt, steht man nicht einfach wieder auf. Während ich zum Fuß der Treppe blicke, stelle ich mir vor, wie die blonde Frau von dem Foto mit verdrehten Gliedmaßen dort am Boden liegt.

Mich fröstelt erneut. Zieht es hier im Haus?

Ich folge Adam die Treppe hinauf und halte mich, so gut ich kann, am Geländer fest. Wenn ich die Treppe hinunterstürze und mir eine Kopfverletzung zuziehe, gibt es keinen Ehemann, der jemanden einstellt, der sich rund um die Uhr um mich kümmert. Deshalb sollte ich auf diesen Stufen verdammt vorsichtig sein.

»Ich lasse Victoria nie allein«, erklärt Adam, während wir weiter die Treppe emporsteigen. »Ihre Krankenschwester, Eva, ist bei ihr. Und an dieser Stelle kämen Sie ins Spiel. Damit Eva mal Pause machen kann. Und ... ich auch.«

Er gibt nur ungern zu, dass er von seiner Frau mal eine Auszeit braucht. Doch ich kann das verstehen. »Kein Problem.«

Ich folge Adam einen langen Flur hinunter. Das Haus ist so groß, dass es hier oben mindestens fünf oder sechs Schlafzimmer geben muss. Er führt mich zu einer Tür rechts am Ende des Flurs. »Das ist Victorias Zimmer.«

»Sie haben kein gemeinsames Schlafzimmer?«, platzt es aus mir heraus.

Adams grüne Augen weiten sich. Warum habe ich das gesagt? Warum sage ich ständig solche dummen Sachen? Wie komme ich darauf, mir ein Urteil über seine Schlafgewohnheiten anzumaßen?

»Nein«, antwortet er schließlich. »Sie braucht eine Menge Geräte und ... wir ... nein, nicht mehr. Nein.«

»Natürlich«, sage ich rasch. »Verstehe.«

Adam klopft einmal an die verschlossene Tür. Dann warten wir, und ich halte die Luft an.

»Herein!«, ruft eine Stimme mit Akzent.

Ich atme erst wieder aus, als Adam die Tür öffnet. Zunächst sehe ich eine äußerst korpulente Frau. Sie hat kurz geschorene Haare und hellbraune Haut. Ihre Arme sind mindestens so dick wie meine Oberschenkel, und sie sieht aus, als könnte sie mit mir über der Schulter durchs ganze Haus joggen. Ich versuche, ihr Alter zu schätzen; sie ist irgendwas zwischen dreißig und sechzig.

»Mr. Adam«, sagt sie mit einem unidentifizierbaren Akzent. »Sie sind also zurück.«

»Ja.« Er lächelt gezwungen. »Eva, ich möchte Ihnen Sylvia vorstellen. Sie wird uns mit Victoria behilflich sein. Hoffentlich.« Er zwinkert mir zu. »Sylvia, das ist Eva.«

Sie blickt mich mit zusammengekniffenen Augen an. »Hallo.«

Mich beschleicht das Gefühl, dass Eva und ich nicht die besten Freundinnen werden. Ich räuspere mich. »Schön, Sie kennenzulernen. Und ich freue mich darauf, Victoria kennenzulernen.«

Eva dreht ihren Kopf, und ich folge ihrem Blick. Vor einem Fenster, mit der Rückenlehne zu uns, steht ein Rollstuhl, und über den schwarzen Bezug der Kopfstütze fallen goldene Locken.

»Ist sie das?«, frage ich, obwohl vollkommen klar ist, dass sie dort sitzt. Wer sollte es sonst sein?

»Ja.« Adam lächelt schief. »Kommen Sie und sagen Sie Hallo.«

Ich gehe um das Krankenhausbett im Zimmer und achte darauf, nicht über eine Vorrichtung zu stolpern, bei der es sich offenbar um einen mechanischen Lift zum Besteigen und Verlassen des Bettes handelt. Adam macht einen Schritt zur Seite, und ich trete dicht an den Rollstuhl. Er ist so geneigt, dass ich Victorias Gesicht sehen kann.

Ohne es zu wollen, stoße ich ein ersticktes Stöhnen aus.

Dies ist nicht die Frau, die unten auf dem Foto zu sehen ist.

Also, einerseits schon, andererseits auch nicht. Falls das Sinn ergibt. Früher war sie mal diese Frau, aber jetzt ist sie das nicht mehr. Sie ist nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Ihr goldenes Haar ist stumpf und welk und nicht glänzend wie auf dem Foto. Auf der linken Seite schlängelt sich unter dem Haaransatz eine Narbe hervor. Ihre blauen Augen sind vollkommen ausdruckslos und starren in unterschiedliche Richtungen. Ihr linker Wangenknochen ist leicht eingedrückt, und über diese Seite ihres Gesichts verläuft eine gezackte, hässliche Narbe. Für einen Moment frage ich mich, warum sie von ihrem ganzen Geld nicht eine Schönheits-OP bezahlt haben. Aber die Antwort liegt auf der Hand. Es ist ihr völlig egal, wie sie aussieht.

»Hey, Vicky.« Adams Stimme klingt jetzt weicher und nimmt einen sanften Tonfall an. »Das hier ist Sylvia. Sie ist wirklich nett. Sie wird etwas Zeit mit dir verbringen.«

Victoria schaut zu mir hoch. Das rechte Auge blickt mir direkt ins Gesicht, während das andere immer noch auf das Fenster gerichtet ist. Es ist schwer zu sagen, ob sie mich überhaupt sieht. Sie sagt keinen Ton.

»Sie redet nicht viel«, erklärt Adam mit leiser Stimme, als

könnte sie ihn so nicht hören, obwohl sie nur einen halben Meter entfernt ist. »Die Verletzung hat das Sprachzentrum in Mitleidenschaft gezogen. Sie kann zwar einiges verstehen, aber wir wissen nicht, wie viel. Sie bringt kaum ein Wort heraus. Manchmal sagt sie ›Hi‹ oder ›Okay‹, aber meistens kann sie nicht mal ihren eigenen Namen sagen.«

Beim letzten Satz stockt ihm ein wenig die Stimme. Es ist bestimmt nicht leicht, einer anderen Person das alles zu erklären. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie es ist, wenn die Ehefrau ihren eigenen Mann nicht mehr erkennt oder ihren Namen nicht mehr aussprechen kann.

»Hi, Victoria«, sage ich und merke, dass ich zu laut und zu langsam rede, als würde ich mit einem hörgeschädigten Kind sprechen. Falls sie noch da drin ist und versteht, was ich sage, wird sie das ziemlich herablassend finden. »Ich bin Sylvia. Freut mich, Sie kennenzulernen.«

Und dann strecke ich – ohne zu wissen, warum – die rechte Hand aus.

Es ist eine unbewusste Geste. Irgendwann lernt man, dass man sich aus Höflichkeit die Hand gibt. Doch Victorias rechter Arm liegt in einer Schale, die an der Lehne des Rollstuhls befestigt ist. Sie nestelt mit ihrer linken Hand an ihrem Schoß herum, aber die rechte Hand ist vollkommen reglos. Victoria betrachtet meine Hand wie einen exotischen Gegenstand, und Eva sieht mich an, als hätte ich etwas unendlich Dummes getan.

»Sie kann ihre ganze rechte Seite nicht bewegen«, sagt Adam.

»Okay.« Mein Gesicht beginnt zu glühen. Aber ich sage

mir, dass ich mich nicht immer so ungeschickt anstellen werde, sollte ich den Job annehmen. Nach einer Woche werde ich wissen, was zu tun ist, und mich nicht mehr zum Idioten machen. »Tut mir leid.«

»Sie kommt am besten zurecht, wenn man sich an den gewohnten Ablauf hält – jeden Tag dasselbe tut«, sagt Adam. »Eva wird ihr morgens aus dem Bett helfen, und einer von uns beiden wird sie schlafen legen. Sie würden uns nur tagsüber unter die Arme greifen. Bei den Mahlzeiten, wenn Victoria irgendetwas braucht und um ihr Gesellschaft zu leisten.« Er betrachtet mit gerunzelter Stirn das Gesicht seiner Frau. »Ich habe Angst, dass sie vereinsamt. Sie ist einfach, ... meistens schaut sie aus dem Fenster oder sieht fern.«

Ich folge Victorias Blick aus dem Fenster. Sie schaut von hier auf die Vorderseite des Grundstücks – auf den überwucherten Garten, die Bäume und einen kleinen Schuppen. Und in der Ferne ist das Tor zu sehen.

»Wie ist es mit Spaziergängen?«, frage ich. Nachdem ich vorhin Adams Schal umgebunden hatte und angemessen gekleidet war, fand ich das Wetter gar nicht so schlimm. Uns bleibt noch ein schöner Monat, bevor es bitterkalt wird.

Er nickt. »Sie müssen sie nur sehr warm einpacken. Aber wenn Sie das tun möchten, kann ich Victoria nach unten tragen.«

Ich verstehe, worauf er abzielt. Victoria kann natürlich nicht allein die Treppe hinuntergehen. Allerdings frage ich mich, warum sie oben im ersten Stock untergebracht ist. »Vielleicht wäre es besser, wenn sie unten schläft.«

Er schüttelt den Kopf. »Unten gibt es nur eine Toilette, da

passt der Rollstuhl nicht rein. Außerdem hat man aus dem Fenster im ersten Stock eine sehr viel schönere Aussicht. Sie ist gerne hier oben.«

Er sieht mit liebevollem Blick zu ihr hinunter. Mir ist nicht klar, wie sie überhaupt zum Ausdruck bringt, ob ihr etwas gefällt oder nicht. Ihr Gesicht ist vollkommen leer. Ich würde sie für tot halten, wenn sie nicht hin und wieder blinzeln und mit der linken Hand an einem losen Faden ihres Hemds zupfen würde.

Ich kaue auf meiner Unterlippe. Wenn ich den Job annehme, muss ich zu Victoria irgendwie eine Verbindung herstellen. Denn wir werden in absehbarer Zeit sicher keine vertraulichen Gespräche führen. Beim Anblick ihres ausgebeulten T-Shirts und ihrer Jogginghose muss ich an das schicke Kleid denken, das sie auf dem Foto über dem Kamin trägt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie jeden Tag gerne Jogginghosen anzieht.

Dann bemerke ich die Goldkette an ihrem Hals – mit einem winzigen diamantenbesetzten Anhänger in Form einer Schneeflocke. Er ist wunderschön und sieht ziemlich teuer aus.

Die Kette ist wie eine flüchtige Erinnerung an die alte Victoria.

»Das ist eine hübsche Kette, die Sie da tragen, Victoria«, sage ich. Ich schätze, dass jede Frau gerne Komplimente hört, ob sie mich versteht oder nicht.

Victoria hebt erneut den Kopf und starrt mich mit ihren blauen Augen an.

»Vielen Dank.«

Ich bin zu Tode erschrocken, als ich ihre heisere Stimme

höre. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie irgendetwas sagt. Sie hat zwar etwas undeutlich gesprochen, aber sie war gut zu verstehen. Ich schaue zu Adam, der mich anstrahlt.

»Sie hat mit Ihnen gesprochen!« Er grinst über beide Ohren. »Sie spricht so gut wie nie! Das ist toll. Sie muss Sie wirklich mögen.« Er legt ihr eine Hand auf die Schulter. »Sylvia ist nett, nicht wahr?«

Victoria antwortet nicht. Sie starrt jetzt wieder aus dem Fenster. Nun ja.

»Sie dürfen nicht erwarten, dass sie viel redet«, sagt Adam. »Glauben Sie mir, es ist wirklich erstaunlich, dass sie zwei Wörter zu Ihnen gesagt hat. Normalerweise können wir uns glücklich schätzen, wenn sie auch nur ein Wort von sich gibt.« Er schüttelt den Kopf. »Ich möchte Ihnen jetzt das Zimmer zeigen, in dem Sie untergebracht sind.«

Während ich hinter Adam das Zimmer verlasse, blicke ich mich noch einmal zu Victoria um. Sie starrt weiter aus dem Fenster. Ihr scheint kaum bewusst zu sein, dass wir überhaupt im Zimmer waren. Doch Evas Augen folgen uns wie zwei Pfeile. Sie hat einen merkwürdigen Ausdruck im Gesicht, was mich irritiert.

»Freut mich, Sie kennengelernt zu haben, Eva«, sage ich.

Und wie Victoria antwortet sie nicht. Sie starrt mich einfach nur an. Das ist ziemlich beunruhigend. Ich hoffe, dass ich mit dieser Frau nicht allzu viel zu tun haben werde. Adam meinte, dass sie nur morgens hier ist.

Das Schlafzimmer, das Adam für mich vorgesehen hat, ist umwerfend. Es ist größer als meine Einzimmerwohnung in der Stadt und dazu noch möbliert, mit einem Bett, einer